

„Die neue Welt“
 (Wochenzeitung),
 monatlich 10 Pfennig.
 Hauptverlag: Nr. 289,
 Postfach Nr. 1047.

Volksblatt

Belegblätter
 beträgt für die Spezialisten
 Monatslohn, deren Name
 20 Pfennig,
 für sonstige Belegblätter
 10 Pfennig.
 Anzeigen unter Belegblatt
 bis Seite 75 Pfennig.

Belegblätter
 für die hiesigen Beamten
 müssen spätestens bis vor-
 mittags des 10. März in das
 Verlagsbüro aufgegeben
 sein.

Abbestellen in die
 Postämter.

Sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Muerfurt, Pöthlich-Bitterfeld,
 Wittenberg-Schweinitz, Corgau-Liebenwerda, Sangerhausen-Eckartsberga und die Mansfelder Kreise.
 Haupt-Verlagsstelle: Post 42/3. Erscheint wochentags von 7 Uhr früh bis 7 Uhr nachm. u. Schriftleitung: Post 42/43. Sprechstunde wochentags 12-14 Uhr mittags.

Wahlrechtsvorstoß.

Der sozialdemokratische Wahlrechtvortrag im Reichstag.
 Die Reaktion ist seit einiger Zeit wieder besonders geschäftig. Der gewaltige Stimmengewinn der Sozialdemokratie bei den Reichstagswahlen hat sie in fiebernde Erregung versetzt. Durch den unaufhaltenden Vormarsch des Proletariats fühlt sie sich in ihren Privilegien bedroht. Sie bangt um ihre politische Herrschaft, sie ätzt um ihre wirtschaftlichen Ausbeutungsmittel. Noch kann die Reaktion, gestützt auf die schwache Demagogiepartei, die unter dem Kirchenbanner des katholischen Zentralismus auch betriebe Arbeiter-Soldaten für agrarisch-kapitalistische Interessen ins Feuer zu führen vermag, der sich schließlichen Eroberung der Reichsmehrheit für die sinnloseste Mißbrauchsform, für vollstän- dige Beschlagnahme und für Steuererhöhung auf Kosten der beiden besitzlosen Volksmassen. Im preußischen Landtag vollzieht die Macht der Reaktion, auch in der Kultur- wichtigste Ämtern gegen die Schule und die Fortbildungsschule, gegen Wissenschaft und Kunst, eine geradezu schrankenlose. Aber der geistige, moralische, wirtschaftliche und politische Aufstieg des Proletariats setzt diesem Absolutismus den immer wachsenden Schicksal dem doch in absehbarer Zeit eine Grenze. Gegen den wachstumsfähigsten ererbten Willen der Volksmehrheit läßt sich denn doch auf die Dauer nicht regieren, wenigstens nicht, ohne die vorhandene Mehr- heit in eine erdrückende Mehrheit zu verwandeln und sich der Gefahr einer nun so gormalenbederen Katastrophe aus- zusetzen.

Das bedeutet schließlich auch der diese Janterscheitel, und weitere Anstrengungen und Verläufe in der Sozialpolitik sind nicht mehr möglich. Aber wie ist es gegen das elementare Bedürfnis der sozialdemokratischen Partei? Das ist die Schicksalsfrage! Und das Zentrum trotz aller Mehrheitsfähigkeit und wie das Sozialdemokratium weiß, daß die religiösen Einigungsmittel und selbst die brennen Jesuiten keinen Schutz gegen das unaufhaltende Wachstum der Sozialdemokratie bilden, sucht man sein Ziel in einer um so ausweichenderen „nationalen“ Mißbrauchs- und Konflikts- politik.

Während noch im Jahre 1889 Bismarck nach den Auf- gesehenden Ereignissen Italien die deutschen Kolonien in Afrika zum Kauf anbot — leider vergebens —, gebärdet man sich heute, als hänge Deutschlands Existenz von einer anmelions- georgien Weltpolitik ab. Und während gerade der Liberalismus tut, als sei der Kurs der anationalen Papiere die Defensivfrage Deutschlands, ist sich die gesamte Reaktion darin einig, daß das Beträtseln künftig noch viel tollere Dimensionen an- nehmen muß als vorher. Daß das Zentrum dieleiht — um mit seinen konservativen Bundesfreunden einen besonderen Streich durchzuführen — zunächst an der neuen Militär- vorlage etliche Wichtige machen wird, und nach den Neu- wahlen alles Wesentliche glatt zu bewilligen, berechtigt nicht als geringfügig gegen das einseitige Verbrechen unseiner- reaktionären Deutschlands vollends in den Reichstagen des anmelions- georgien der nationalpolitischen Antifakte, der Spekulation auf die Abenteuerlust der schamloslich erhitzen Volksmassen verbringt man sich denn doch noch eine härtere Benetzung der Geister als von den religiösen Weichwaiden! Im alten Sinn verstand man das darübende und murrende Volk durch Brot und blutige Kampfspiele zu beruhigen. Bei uns vertritt man gar Jahr für Jahr unser Brot und Fleisch — dafür aber rechnet man um so sicherer auf die nerven- schädende Wirkung ungeschwehlicher welpolitischer Zirkusspiele, bei denen die Blüte des Volkes die Rolle der Gladiatoren spielen soll!

Das ist der tiefste Sinn unseres Betritts, unserer kolonialen Land- und kapitalistischen Spekulationspolitik. Ein frommes Patrozinat, die Eoang.-Luth. Kirchengemeinde hat das ja schon vor Jahr und Tag ausgeplaudert! Wenn dabei nicht nur die Volksmasse enttäuscht, zerissen und zur wirtschaftlichen und politischen Ohnmacht verurteilt, sondern auch der Kapitalist der bestehenden Klasse eine Drogie bereit wird, um sie besser!

Unsere agrarisch-kapitalistisch-reaktionäre Reaktion läßt alle Nationen springen. Vor gleichen Zeit, wo sie eine beispiellose Agitation für neue ungeschwehliche Mißbrauchs des Land- Wassers und Luftmilchrisikums ins Werk setz, injiziert sie auch den Jesuitenrummel, treibt sie ihre wüste Stimmungs- macher für Ausnahmefälle, macht sie Verbände und Gerichte schrei gegen den „Zerocismus“ der freien Gewerkschaften, unternimmt sie ihre dreistesten Vorstöße gegen den Reichstag und das Reichstagswahlrecht. Es verhält dabei nicht, daß die Militäreinigung gegen das Volk zuwiderhandelt und gegen- einander schlägt, daß das Zentrum hier und Preußen- demokratisch-liberaler dort sich allerdings häufiger die ge- meinsamen Grundbedenken sind sie sich trotz aller gelegentlichen Überflüchtel völlig einig: in der Tendenz, die Massen in Ohn- macht und Hofflosigkeit zu erhitzen und sie selbst in Ohn- macht und Hofflosigkeit zu erhitzen. Durch eine Wehrkraft annehmen zu schließlichen Zweck — durch einen Weltkrieg annehmen zu lassen, wenn sich dadurch nur irgend eine Ausbütet bietet, des bringenden, aufstrebenden Proletariats wenigstens für eine neue Gelegenheits-Gezetz zu werden!

Solch ungeschliffener Angriff der Reaktion gegenüber gebietet es schon der nachste Selbstbehaltungsanspruch des Proletariats, jede Attacke durch den wichtigsten Gegenstoß zu parieren. Es gilt die Waffen aufzurufen zum Kampf gegen den Mißbrauchsabsicht, gegen die welpolitische Gängelung, gegen die schamloslichen Schreier nach Ausnahmefällen. Und so solchen Gegenstoß hat die Reichstagsfraktion auch aus durch ihren Antrag auf Einführung des allge- meinen, gleichen, direkten und geheimen Wahl- rechts für alle über 20 Jahre alten Staatsbürger ohne Unter- schied des Geschlechts für alle gegebenden Be- zirksteile des Deutschen Reiches!

Dieser sozialdemokratische Antrag kommt am heutigen Mittwoch, dem ersten „Ewerningstage“ des Reichstags, zur Verhandlung. Unter Reichstagsvorbehalt richtet sich in erster Linie gegen die untragbare Wahlrechtsform in Preußen. Aber darüber hinaus auch gegen die mittelalterlichen Verfassungsaufstände in Mecklenburg, gegen das fälschliche Wahlrechtsrecht des Gebirgs- und gegen alle rüchlichen Landtagsverfassungen der bundesstaatlichen Reichsmitgliedstaaten.

Wieder einmal wird die bürgerliche Presse die funkelnege- neue Einbildung machen, daß die Sozialdemokratie damit nur eine Demonstration begrewe. Nun, eine Demonstration, hinter- der die Volksmehrheit von mehr als einem Drittel der gesamten Wählerkraft steht, sollte denn doch nicht so leicht genommen werden! Aber diese Demonstration hat ohnehin einen sehr realpolitischen Zweck, sie soll die bürgerlichen Parteien zwingen, Farbe zu bekennen — oder ihnen die Heuchelmäule vom Gesicht reißen! Wer gegen das Wahlrecht der Frau stimmt, bekennet sich zur Entwertung der größeren Hälfte der Staatsbürger! Die sozialen Wunden, mit denen unlängst der kapitalistische Kapital- Schwächler des Zentrums im Abge- ordnetenhaus die gefüh wenig beweglichen Mitglieder dieses „Parlaments“ entzündete, die Frauen der Reichstagen ber- künden ja ihre Männer hinlänglich zu beeinflussen, sind schon deshalb abgemacht, weil ja das Zentrum selbst fälsch- liche in Reichs- und Landtag entzündet. Aber auch der Frei- sinn wird hier gegen müssen, ob er sich noch länger der längst erwiesenen Notwendigkeit des Frauenwahlrechts verweigert! Und da sich richtig gerade in der liberalen Presse eine ganze Anzahl von wüßlingschaftlichen Autoritäten dahin geäußert hat, daß in Wissenschaft, Kunst wie in jeder geistigen Betätigung die Schwermacht des Schöpfens in die Zeit vor dem 40. Lebens- jahre falle, sollte doch die Logik dem Fortschritt gebieten, nicht gegen den sozialdemokratischen Antrag zu stimmen, der das Wahlrecht bereits den Wählern nach vollendetem 20. Jahre ein- räumen will.

Aber auch sonst werden sich die Parteien demaskieren. Wenn die Nationalallierten die Kompetenz des Reichstages bestreiten wollen, so schlagen sie damit nur sich selbst ins Gesicht, da sie ja selber im Reichstags Wahlrechtsanträge für die Bundesstaaten — wenn auch ganz unzulänglich — gestellt haben. Wenn aber das Zentrum sich auch diesmal, wie schon früher stets, hinter Kompetenzbedenken verziehen sollte, so weiß das Volk recht, was es von dem heuchlerischen Pro- grammgeheimnis dieser Volkstrotzer zu halten hat!

Der sozialdemokratische Wahlrechtvortrag ist der Gegenstoß gegen die unverschämten Aktionen der Reaktion gegen die Volksrechte. Wer hier versagt, schlägt sich auf die Feigheit oder Perfidie zu den Feinden des Volkes! Und wer von den proletarischen Wählern einen Funken von Selbstbewußtsein und Ehre im Leibe hat, wird bei der ersten Gelegenheit mit diesen Parteien abrechnen!

Politische Uebersicht.

Halle (Saale), den 12. Februar 1913.

Die neue Militärvorlage.

Die „sehlenden“ 45000 Mann zu 700000!
 Die Deutsche Zeitung will von unterrichteter Stelle nähere Angaben erhalten haben, die vermuthlich stimmen dürften, wes- halb sie hier wiedergegeben werden sollen.
 Die Vorlage befindet sich danach bereits beim Bundesrat und sieht für den 1. Oktober 1913 folgende Verfürgungen vor:
 Infanterie: 1. Die noch fehlenden 20 dritten Batail- lone werden bei den betreffenden 20 Infanterieregimentern aufgestellt. 2. Die noch nicht errichteten Maschinengewehr- kompanien bei 80 Regimentern werden zum 1. Oktober 1913 formiert; ebenso 12 dezimale Kompanien der bayerischen Armee. 3. Der mehrere Etat bei 18578 Bataillonen löst auf, so daß vom 1. Oktober d. Js. ab über den hohen und 486 Batail- lone den militären Etat beistehen sollen.
 Kavallerie: 1. Die 10. Division in Trier erhält beide ihr fehlende Kavallerieregimenter. 2. Die bayerischen Gebirgs- leger-Regimenter 2, 4, 5, 7 und 8 formieren ihre 5. Eskadrons, welche denselben bisher fehlten.
 Feldartillerie: 1. Sämtliche Batterien des Feld- heeres erhalten den hohen Etat, mithin die Verbrunnung für ihre 5. und 6. Geschütze. 2. Die reitenden Abteilungen von 10 Feldartillerieregimentern, die bisher 2 reitende Batterien ab 6 Geschützen be- standen, werden zu 3 Batterien zu 4 Geschützen formiert. Alle übrigen reitenden Batterien werden in fahrende Batterien zu 6 Geschützen umgeändert.
 Gewehr die Abteilungen. Nach Durchführung dieser Ver-

fürgungen würde die deutsche Armee, einschließlich Unteroffiziere und Einjährig-Freiwilligen auf eine Friedenspräsenz von 650000 Mann kommen. Artikel 60 der Reichsverfassung lautet:

Die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres wird bis zum 31. Dezember 1871 auf ein Prozent der Bevölkerung von 1871 normiert, und wird pro rata derselben von den einzelnen Bundesstaaten gestellt. Für die spätere Zeit wird die Friedenspräsenzstärke des Heeres im Wege der Reichsgesetzgebung festgesetzt.

Im Rechnungsjahr 1912 betrug die Präsenzstärke — ohne Einjährig-Freiwillige — 508 251 „Gemeine“, 88 629 Unteroffiziere, 2292 Sanitätsoffiziere und 25 743 Offiziere; also ins- gesamt Mannschaften 596 780, dazu 20 000 Einjährig-Freiwillige, macht 616 780 Mann. Die neue Militärvorlage, die die Ein- jährig-Freiwilligen außer Betracht läßt, wird eine Mehr- forderung von 64 000 Mann bringen. Damit käme die deutsche Armee auf eine Friedenspräsenzstärke, die Offiziere eingeschlossen — von rund 700 000 Mann. Bei einer Bevölkerungsstärke von 68 Millionen beträgt, 1 Prozent genau be- legt, die Stärke des Heeres nur 680 000 Mann betragen. Lieber die Stärke der Marine bestimmt die Reichsverfassung nicht. Sinngemäß muß angenommen werden, daß unter dem deutschen Kaiserreich bei Schaffung der Verfassung auch die Marine mit eingeschlossen war. Auf das eine Prozent der Bevölkerung mühte sonach auch die Marine mit anzurechnen werden, die gegenwärtig eine Kopfstärke von 64 129 hat. Das eine Prozent ist sonach schon seit langen Jahren ganz erheblich über- schritten worden, und die Forderung, daß die „verfassungs- mäßige Stärke des Heeres hergestellt“ werden müsse, war demnach schon immer ein „nationaler“ Schwindeltrick.
 Gegen dies neue, sich immer wachsender geizigende Auf- stößen müssen die schärfsten Kämpfe geführt werden.

Beihilfenschwindel.

Ueberraschungen und Konfuzie.
 Ueber die Dedungsfragen des neuen Afrikausmarsches herrscht grenzenlose Verwirrung. Die Kosten der Militärvorlage vom Jahre 1912 betragen sich auf durchschnittlich etwa 110 Millionen Mark pro Jahr. Die vom Reichstage im vorigen Jahre verlangten Beihilfentellen sollen nun dazu dienen, die Kosten für diese vorjährige Militärvorlage aufzubringen, so daß also für die neue Militärvorlage, die mehr folgen soll, als die Vor- lagen von 1911 und 1912 zusammenkommen, die Kosten durch neue Steuern aufgebracht werden müssen.
 Es ist möglich, immer wieder darauf hinzuweisen, daß die kommenden Beihilfentellen, wie sie der Antrag Erzbischof-Baist- mann fordert, nicht etwa zur Deckung der kommenden Mil- itärvorlage bestimmt sind, daß vielmehr hierzu unter allen Umständen neue Steuererlagen gemacht werden müssen. Daß die bestehende Steuer bereits für Beihilfentellen in dieser Höhe auf sich nehmen, erscheint vollständig ausgeschlossen, das Ende vom Liede wird ohne Zweifel wieder ein Bündel neuer in- direkter Steuern sein.

Die Situation im Reichstage wird immer verdrorenner, und immer mehr macht man sich mit dem Gedanken einer baldigen Reichstagsauflösung (so wird uns aus dem Reichstage mitgeteilt) vertraut. Es ist möglich, daß die Regierung vorher noch die Beihilfentellen im Reichstage einbringt, es wird Erhebung naturgemäß nicht mehr möglich ist. Im Wahl- kampf könnte man dann sehr wohl das Mandat anwenden, darauf hinzuweisen, daß die „Beihilfentellen“ be- wiesen, die gefestigten Notizen für den Militarismus von den bestehenden Klassen getragen werden — sollen. Man wird sich natürlich hüten, zu sagen, daß über diese Steuern bereits durch die Militärvorlage vom Jahre 1912 verfügt ist und daß für die neue Militärvorlage zunächst eigentlich jede Dedung fehlt. Diesem Mandat kann jedoch die Spitze abgebrochen werden, daß die Massen rechtzeitig immer wieder auf die wahren Tat- sachen hingewiesen werden.

Die Erhebung des Etats vor Offern ist jetzt völlig ausge- schlossen; die Regierung wird vor den Scherereien ein Not- gesetz einbringen müssen, das ihr auf zwei, vielleicht auch auf drei Monate im Namen der bisherigen Ausgaben die Weiter- führung der Geschäfte ermöglicht. Nach Offern soll dann gleich die Militärvorlage eingebracht und sofort beraten werden, so daß damit getechnet werden kann, daß die Entscheidung für und vor Offern fallen wird. Die Doppelpolitik des Zentrums, die sich darin äußert, daß Stellen getrichen werden, auf deren Bewilligung die Regierung großen Wert legen muß, trägt das ihrige dazu bei, daß die Verdrängung der Gegenläufer immer mehr in die Zukunft tritt, und es ist ganz unverschäm- ter, daß das Zentrum trotz der Subventionen der bayerischen Staatsregierung des Herrn Berling auf eine Kata- strophe hinzieht. Wir können nur wiederholen, daß die Massen auf tun werden, sich auf Ueberraschungen jeder Art gefaßt zu machen.

Reichstagsauflösung und Sozialdemokratie.

Durch die kleine und mittlere Zentrumspresse hat ein Artikel, der offenbar aus der Korrespondenz des betrüblichen Abgeordneten Erzbischof stammt. Es wird von der Angst er- zählt, die die Sozialdemokratie von einer Auflösung des Reich- tags habe, eine Zugabe, die nachdrucker wozufische und brotliche Formen angenommen und bereits so weit geführt habe, daß die Sozialdemokraten der Regierung aus der Hand weisen. Um

Die Arbeiterklasse hat sich damit einverstanden erklärt, daß sie die einseitige und Interessen des Volkes betont. Jede weitere Verwirklichung und jedes Ansehen liegen vor den Fürsten hängt die monarchische und schließt die Volksgemeinschaft. Gerade weil der Deutsche so sehr hoch „lokal“ gemeint ist, deshalb laien heute noch zwei Dutzend Fürsten auf ihm und deshalb sind seine Volksrechte so erbärmlich wenig. Er ist nicht die Sozialdemokratie zum entscheidenden Machtfaktor geworden ist, eher ist an Volksherrschaft nicht zu denken. Vorerst bleibt es also beim trefflichen Geheiß der Fürstenherrschaft.

Eine Kanadebatte

wurde Dienstag im Dreiklassenhause geführt. Eine Anzahl Redner aus Saarbrücken traten für die Kanalisierung der Saar und Mosel ein, aber der Verkehrsminister will davon nichts wissen, denn die Eisenbahnen würden einen großen Verlust erleiden, wenn die dortigen Eisenwerke die Kohle aus dem Ruhrrevier auf dem Kanal beziehen könnten. Als Ausgleich dafür gehört die Eisenbahnverwaltung dem Saar-Mosel-Gebiet erhebliche Eisenbahntarifermäßigungen. Das geht aber dem industriellen Eisenwerken Saarlouis auch schon zu weit; er begründete seine ablehnende Haltung auch damit, daß eine Förderung der südwestlichen Eisenindustrie ihre Gewinne, in weiter folgenden Arbeiterlöhne und schließlich auch die Anziehung auf die Saararbeiter erhöhen würde. Dies gab dem Senatspräsidenten Gelegenheit, zu zeigen, wie die Konventionen Verkehrs- und Kulturfragen immer nur von ihrem ersten Interessentenpunkt beurteilt. Unser Redner brachte dann eine ganze Anzahl von Vorschlägen der Westsauer Saarbagger auf der Ober gegen die Verwirklichung ihrer Errichtung durch die Staatsbehörden zugunsten der großen Dampfbaugewerkschaften vor und illustrierte daran die preußische Mittelstands-politik. Weiterberatung Donnerstag.

Deutsches Reich.

— **Erweiterte Ruhezeiten für das Eisenbahnpersonal.** Nach einer Meldung soll die geplante Neuordnung der Dienst- und Ruhezeiten des gesamten Personals der preussisch-belgischen Eisenbahnen und der Reichseisenbahnen bereits vom 1. Mai dieses Jahres ab allmählich zur Durchführung gelangen. Es geht in der Neuordnung: Die wesentlichste Erleichterung bringen die für alle Bundesstaaten gültigen neuen Bestimmungen durch die Ausdehnung des Ruhezeitens von 24 auf 32 Stunden. Die stündlichen Ruhezeiten sollen allen Betriebsbeamten mindestens zweimal im Monat gewährt werden, dem Zug- und Stationspersonal, das regelmäßig nachdienst zu versehen hat, dreimal. Es soll ferner Vorzüge getroffen werden, daß die Ruhezeiten möglichst gleichmäßig verteilt werden und zu einem Drittel auf Sonn- und Feiertage fallen.

— **Aus der Wahlprüfungs-Kommission des Reichstages.** Am Dienstag wurde die Prüfung der Wahl des Abg. Dr. Cohn in Nordhausen (Sax.) zu Ende geführt. Wenn alle in dem Bezirk behaupteten Unzureichendsten als wahr erwiesen worden wären, hätten im äußersten Falle dem Abg. Dr. Cohn 231 Stimmen abgezogen und dem unterlegenen Dr. Wiemer 740 Stimmen zugewiesen werden können. Es hätte sich jedoch um 1030 Stimmen gehandelt. Da Dr. Cohn aber eine Mehrzahl von 1642 Stimmen hatte, so konnte am Resultat der Wahl nichts geändert werden. Die Kommission erklärte daher die Wahl einmütig für gültig. Die Kommission leitete dann die Prüfung der Wahl des Abg. Dietrich (Wirtsch. Vereinig.), gewählt im Fürstentum

Waldeck, fort. Nach dem Protest hatte an einer antiparlamentarischen Versammlung in Krosen der Landesdirektor mit einer Anzahl seiner Beamten teilgenommen. Diese Beamten forderten zur Wahl Wiemers auf. Ein anderer Verwaltungsbeamter begleitete den Abg. Wiemer in die Versammlungen, um dort agitatorisch für ihn tätig zu sein. In einem Ort soll die Distriktsbehörde den Einwohnern den Bau einer Straße versprochen haben für den Fall, daß Wiemer gewählt werde. Die Kommission erachtete diese Behauptungen für erheblich und beschloß Beweiserhebung.

— **Eine neue Hochverratsaffäre?** Nach einer Meldung des Berliner Tageblatts wurde in der vorigen Woche in Berlin das Mitglied einer sehr bekannten preussischen Offiziersfamilie verhaftet, später aber gegen eine Kaution von mehreren Hunderttausend Mark wieder freigelassen. Die Verhaftung erfolgte auf Antrag der Oberverwaltungsbehörde in Leipzig.

— **Ein feiner Regierungsoffizier.** Wie bekannt wird, ist die Verhaftung des Regierungsoffiziers Lewid in Köslin auf Veranlassung des ersten Staatsanwalts vorgenommen worden. Er mußte einen Konflikt in Kiel verbüßen, der angeblich in eine Spionageangelegenheit verwickelt war. Dem Konflikt über diese Sache sehr lästig, und auf eine solche Forderung hin erklärte sich Lewid bereit, die Sache totzuschweigen. Lewid hat hierzu 140 000 Mark erhalten. Der verhaftete ist auch Referentleutnant.

— **Beurteilung eines ultramontanen Steuerdefraudanten.** Dr. Straßmann in Deggendorf hat den früheren bayerischen Zentrumssabgeordneten, praktischen Arzt Dr. Hausler wegen fortgesetzter Steuerhinterziehung zu 2000 M. Geldstrafe aber zwölf Wochen Haft und Erziehung der Kosten des Verfahrens verurteilt. Wir haben kürzlich über die Mogelegenheit des schwarzen Steuerbrüderbergers und die Hilfsdienste, die ihm von Zentrumsgroßen geleistet wurden, berichtet. Die Strafe ist mild genug ausgefallen.

Finnland.

Russische Gewalt gegen finnische Rechte. Trozdem die meisten Drucker des Landes der Aufforderung der russischen Behörden, Exemplare ihrer Druckwerke der Zensurbehörde vorzulegen, Folge geleistet haben, sehen große Drucker in Delsingfors ihren Widerstand fort. Der Gouverneur der Provinz Åland hat die Geschäftsführer mehrerer Druckerereien mit je tausend Mark Geldstrafe belegt und ihnen befohlen, innerhalb von sieben Tagen dem Gehobten Folge zu leisten. „widrigenfalls“ die Strafe auf 2000 M. erhöht wird.

Mexiko.

Madero noch am Ader? Die von dem General Felix Diaz, einem Neffen des früheren Präsidenten, geführte, gegen Madero gerichtete Gegenrevolution hat anscheinend noch zu keinem vollen Erfolge geführt. Nach einer bei der Berliner mexikanischen Gesandtschaft von Auswärtigen Amt in Mexiko vorliegenden Depesche ist die Meldung von der Abdankung des Präsidenten Madero angeblich falsch. Die Gouverneure der Staaten hielten noch treu zu der Regierung. Die Regierung sei Herrin der Stadt. Die Revolutionäre hielten nur die außerhalb der Stadt liegende Städte besetzt.

Das hat sich mit seinen Truppen im Arsenal verhängt. Er dürfte jedoch, wenn es der Regierung nicht gelingt, die noch zögernden Elemente dazu zu bestimmen, sich in ihr anzuschließen, mit seiner überlegenen Artillerie einem Angriff widerstehen können. Die Straßen sind verlassen, die Straßenbahnen haben den Verkehr eingestellt. Madero ist in den Palast zurückgekehrt, wo er mit den Ministern eine Konferenz hatte. Seine Gattin hält sich in Chapultepec auf. Madero

beträuft darauf, daß die Regierung die Oberhand gewonnen werde. Er glaubt, daß eine genügende Anzahl von Truppen bald mobilisiert werden könne, um Diaz erfolgreich anzugreifen. 800 Soldaten und acht Kanonen schickte den Palast. Diaz erklärt, daß er nicht die Macht habe, anzugreifen. Er werde die Aktion der Streitkräfte der Regierung abwarten. Diaz scheint in reichlichem Maße Munition und Geld zu besitzen.

Bessinnien.

Eine blutige Militärrevolte. Aus Abissinea wird gemeldet: Als am Dienstag nachmittags auf Befehl des Thronfolgers die Soldaten der Leibwache des Menelik erseht werden sollten, brach plötzlich ein Streit aus, weil der Kommandant der bisherigen Leibwache sich weigerte, seinen Platz als Kommandant der Palastwache zu verlassen. Der Streit artete in einen richtigen Kampf aus. Den Angreifern gelang es trotz wiederholter heftiger Angriffe nicht, in den Palast einzudringen. Die Verteidiger setzten sogar Kanonen und Maschinengewehre in Tätigkeit. Wie viele Personen gefallen und verwundet sind, ist noch nicht bekannt. Während der Nacht forgte man durch Bereitstellung harter Truppenabteilungen für den Schutz der Gesandtschaften. Im Europäerquartier hat sich kein Zwischenfall ereignet. Viele Tausende von Soldaten umgeben den Palast.

Japan.

Das Ministerium Katsuma gestürzt. Der Kampf der vom Volkswillen getragenen und unerschrockenen Parlamentaropposition gegen die reaktionäre Militärpartei hat den Sturz des Ministerrats Katsuma herbeigeführt. Es wird berichtet, daß das Ministerium Katsuma dem Mikado seine Demission angeboten hat. Der Parteiführer Kajiji erklärte, daß es ihm unmöglich sei, die Volksmassen, ja selbst seine eigenen Anhänger zu beruhigen. Damit war dem Kabinett die letzte Hoffnung genommen. Als vorläufigen Nachfolger nennt man Admiral Yamamoto, welcher die Unterstützung der Konstitutionellen Partei besitzt.

Was sonst an Meldungen vorliegt, bringt nur wenig Klarheit über die näheren Umstände, und vor allem auch nicht über die tieferen Ursachen der so mächtig aufgeklimmten Volks-erregung. Die Unruhen in Tokio dauerten Montagabend fort bis zum nächsten Morgen. Alles Erreichbare war von der Menge zum Bombardement auf die regierungsfreundlichen Zeitungen verwendet worden. Am Morgen lag die Straße mit Gegenständen wie besät. Starke Patrouillen durchstreifen die Straßen der Stadt.

China.

Der englisch-russische Streit. Aus Peking wird dem Petersburger Rufstube Slowo gemeldet, daß die japanische offiziöse Zeitung nach offiziellen chinesischen Quellen berichtet, daß trotz der Erklärung des englischen Ministers Grey ein englisch-russisches Abkommen über Tibet und die Mongolei existiert. Hieran sei Tibet der englischen Einflusphäre und die Mongolei der russischen vorbehalten. Beide Mächte werden gemeinsam gegen einzelne Eingriffe Chinas oder anderer Mächte vorgehen. England erhält zudem das Recht, an der Bildung eines Kapitals für den Bau einer Bahn nach Ugra und anderen Orten in der Mongolei teilzu nehmen.

7

Ausnahme-Tage!

Während dieser Veranstaltung gewähren wir

10%

Rabatt

trotz unserer anerkannt billigen Preise

auf alle Waren.

(Nur Kurzwaren sind ausgeschlossen.)

Donnerstag	den 13. Februar
Freitag	den 14. Februar
Sonnabend	den 15. Februar
Sonntag	den 16. Februar
Montag	den 17. Februar
Dienstag	den 18. Februar
Mittwoch	den 19. Februar

6174

Geschäftshaus J. LEWIN

Halle (Saale), Marktplatz 2 u. 3.

Verband...
denkmal...
Verband...
denkmal...
Verband...
denkmal...

Deutscher Reichstag.

Nr. 37 Halle (Saale), Donnerstag den 13. Februar 1913 24. Jahrg.

100. Sitzung: Dienstag, den 11. Februar, nachmittags 1 Uhr.

Am Bundesratspräsidenten Dr. Bisco. Präsident Kempf teilt die Verlobung der Prinzessin Viktoria, Auße von Preußen mit dem Prinzen Ernst August von Cumberland mit, und bittet um die Ermächtigung, dem Kaiser und der Kaiserin dazu die Glückwünsche des Reichstages auszudrücken zu dürfen. (Die bürgerlichen Abgeordneten haben sich von den Plätzen erhoben.)

Kurze Anfrage.

Abg. Dr. Müller-Weinigen (Wp.) fragt: Ist der Reichsanwalt bereit, über die letzten Vorgänge in Berlin bezüglich des Zustimmens der Sozialdemokratischen Fraktion zu berichten, insbesondere über die Verteilung der Beauftragungen bei der Vergabe der Anträge und deren Folgen?

Gekennzeichnete Antwort: Mit der chinesischen Regierung ist ein Vertrag über eine Anleihe von 25 Millionen Pfund Sterling zur Reorganisation der Eisenbahnen abgeschlossen. Ausländische Beauftragte sind in die Anleihe, ein Italiener und ein Deutscher vorgeschlagen. Es sind, da mehrere Staaten unerschlossen blieben, mehrere Verhandlungen eingeleitet worden, welche die Beauftragten unter die beteiligten Mächte zu verteilen wären. Deutschland nimmt dabei einen hohen Rang ein. In Anbetracht der Einwendungen gegen den ursprünglichen chinesischen Vorschlag rüht sich übrigens in keiner Weise gegen die Persönlichkeit des Deutschen.

Abg. Heine

(Wp.) fragt: Ist der Reichsanwalt bereit, über die letzten Vorgänge in Berlin bezüglich des Zustimmens der Sozialdemokratischen Fraktion zu berichten, insbesondere über die Verteilung der Beauftragungen bei der Vergabe der Anträge und deren Folgen?

Abg. Heine

(Wp.) fragt: Ist der Reichsanwalt bereit, über die letzten Vorgänge in Berlin bezüglich des Zustimmens der Sozialdemokratischen Fraktion zu berichten, insbesondere über die Verteilung der Beauftragungen bei der Vergabe der Anträge und deren Folgen?

Abg. Heine

(Wp.) fragt: Ist der Reichsanwalt bereit, über die letzten Vorgänge in Berlin bezüglich des Zustimmens der Sozialdemokratischen Fraktion zu berichten, insbesondere über die Verteilung der Beauftragungen bei der Vergabe der Anträge und deren Folgen?

Abg. Heine

(Wp.) fragt: Ist der Reichsanwalt bereit, über die letzten Vorgänge in Berlin bezüglich des Zustimmens der Sozialdemokratischen Fraktion zu berichten, insbesondere über die Verteilung der Beauftragungen bei der Vergabe der Anträge und deren Folgen?

Abg. Heine

(Wp.) fragt: Ist der Reichsanwalt bereit, über die letzten Vorgänge in Berlin bezüglich des Zustimmens der Sozialdemokratischen Fraktion zu berichten, insbesondere über die Verteilung der Beauftragungen bei der Vergabe der Anträge und deren Folgen?

Abg. Heine

(Wp.) fragt: Ist der Reichsanwalt bereit, über die letzten Vorgänge in Berlin bezüglich des Zustimmens der Sozialdemokratischen Fraktion zu berichten, insbesondere über die Verteilung der Beauftragungen bei der Vergabe der Anträge und deren Folgen?

Abg. Heine

(Wp.) fragt: Ist der Reichsanwalt bereit, über die letzten Vorgänge in Berlin bezüglich des Zustimmens der Sozialdemokratischen Fraktion zu berichten, insbesondere über die Verteilung der Beauftragungen bei der Vergabe der Anträge und deren Folgen?

Abg. Heine

(Wp.) fragt: Ist der Reichsanwalt bereit, über die letzten Vorgänge in Berlin bezüglich des Zustimmens der Sozialdemokratischen Fraktion zu berichten, insbesondere über die Verteilung der Beauftragungen bei der Vergabe der Anträge und deren Folgen?

Abg. Heine

(Wp.) fragt: Ist der Reichsanwalt bereit, über die letzten Vorgänge in Berlin bezüglich des Zustimmens der Sozialdemokratischen Fraktion zu berichten, insbesondere über die Verteilung der Beauftragungen bei der Vergabe der Anträge und deren Folgen?

Abg. Heine

(Wp.) fragt: Ist der Reichsanwalt bereit, über die letzten Vorgänge in Berlin bezüglich des Zustimmens der Sozialdemokratischen Fraktion zu berichten, insbesondere über die Verteilung der Beauftragungen bei der Vergabe der Anträge und deren Folgen?

(Wp.): Ich habe viele parlamentarische Anträge... (Text continues with detailed account of the Reichstag session, including discussions on the Chinese loan, the Reichsanwalt's report, and various amendments and resolutions.)

Abg. Heine (Wp.): Ich habe viele parlamentarische Anträge... (Text continues with further details of the session, including a discussion on the Reichsanwalt's report and the Reichstag's response.)

Abg. Heine (Wp.): Ich habe viele parlamentarische Anträge... (Text continues with further details of the session, including a discussion on the Reichsanwalt's report and the Reichstag's response.)

Abg. Heine (Wp.): Ich habe viele parlamentarische Anträge... (Text continues with further details of the session, including a discussion on the Reichsanwalt's report and the Reichstag's response.)

Abg. Heine (Wp.): Ich habe viele parlamentarische Anträge... (Text continues with further details of the session, including a discussion on the Reichsanwalt's report and the Reichstag's response.)

Abg. Heine (Wp.): Ich habe viele parlamentarische Anträge... (Text continues with further details of the session, including a discussion on the Reichsanwalt's report and the Reichstag's response.)

Abg. Heine (Wp.): Ich habe viele parlamentarische Anträge... (Text continues with further details of the session, including a discussion on the Reichsanwalt's report and the Reichstag's response.)

Abg. Heine (Wp.): Ich habe viele parlamentarische Anträge... (Text continues with further details of the session, including a discussion on the Reichsanwalt's report and the Reichstag's response.)

Stell ich mich auch darauf fest, daß es auch Kulturpflichten hat, und eine Stiftung machte, um die unerschöpfliche Auffassung eines solchen Wertes zu unterziehen, wie es früher Kaiser Ludwig von Bayern getan hat. Ich würde mich zu einem solchen ersten Schritt selbst nicht niederlassen, wenn ich nicht, daß der Reichsanwalt die unerschöpfliche Euphorie dann Major Hauff in Betracht zieht. (Geheul.)

Ich würde mich zu einem solchen ersten Schritt selbst nicht niederlassen, wenn ich nicht, daß der Reichsanwalt die unerschöpfliche Euphorie dann Major Hauff in Betracht zieht. (Geheul.)

Ich würde mich zu einem solchen ersten Schritt selbst nicht niederlassen, wenn ich nicht, daß der Reichsanwalt die unerschöpfliche Euphorie dann Major Hauff in Betracht zieht. (Geheul.)

Ich würde mich zu einem solchen ersten Schritt selbst nicht niederlassen, wenn ich nicht, daß der Reichsanwalt die unerschöpfliche Euphorie dann Major Hauff in Betracht zieht. (Geheul.)

Ich würde mich zu einem solchen ersten Schritt selbst nicht niederlassen, wenn ich nicht, daß der Reichsanwalt die unerschöpfliche Euphorie dann Major Hauff in Betracht zieht. (Geheul.)

Ich würde mich zu einem solchen ersten Schritt selbst nicht niederlassen, wenn ich nicht, daß der Reichsanwalt die unerschöpfliche Euphorie dann Major Hauff in Betracht zieht. (Geheul.)

Ich würde mich zu einem solchen ersten Schritt selbst nicht niederlassen, wenn ich nicht, daß der Reichsanwalt die unerschöpfliche Euphorie dann Major Hauff in Betracht zieht. (Geheul.)

Ich würde mich zu einem solchen ersten Schritt selbst nicht niederlassen, wenn ich nicht, daß der Reichsanwalt die unerschöpfliche Euphorie dann Major Hauff in Betracht zieht. (Geheul.)

Ich würde mich zu einem solchen ersten Schritt selbst nicht niederlassen, wenn ich nicht, daß der Reichsanwalt die unerschöpfliche Euphorie dann Major Hauff in Betracht zieht. (Geheul.)

Ich würde mich zu einem solchen ersten Schritt selbst nicht niederlassen, wenn ich nicht, daß der Reichsanwalt die unerschöpfliche Euphorie dann Major Hauff in Betracht zieht. (Geheul.)

Das Artikel spricht für sich und kräftigt die schändliche Behandlung der Gefangenen mit treffenden Worten. Deshalb bezieht man besonders sehr immer wieder die Warnung: Wo ist die bei der Besetzung von Schützengängen!

Der Volkspost und die Teuerung.

Jeder Leser wird sich beim Lesen der Ueberführung fragen: Was hat Volkspost und Teuerung mit einander zu tun? Will man das erfahren, so muß man die Zentrums-Demagogen fragen. Das Zentralsorgan der Zentrums-Partei, die Germania, hat in unserem Volkstadel für den Agitationszweck ein Verzeichnis einer Annonce entworfen, in der zum Besuche des Volksposters in Halle eingeladen wird, der das eigene Heim der organisierten Halle'schen Arbeiterklasse bildet. Der Volkspost empfiehlt nicht nur seine gutgepflegten, hellen und dunklen Biere, sondern auch gute Weine und andere Getränke, sowie „buzorgliche, anerkannt gute Küche, den größten Ansprüchen genügen.“ — Das literarische Organ nimmt dieses Inserat zur Veranlassung, eine Notiz zu schreiben, in der die hungernden Proletarier in Anführungszeichen gesetzt werden, und damit glaubt es den Beweis erbracht zu haben, daß die Klagen über die Teuerung unbegründet seien und daß die Arbeiter sich eines äußerst angenehmen und bequamen Lebens erfreuen. Eine ähnliche frohe Beschreibung der vorhandenen Arbeitsverhältnisse erlaubte sich vor längerer Zeit einmal die Halle'sche Zeitung. Sie klopften diesem Worte damals so gehörig auf die Wangen, daß es sie selbst nicht wieder zu solchen Phantasien zu erheben wagte. Und auch der Germania gegenüber klettert sie fest, daß es glücklicherweise doch schon oder immer noch einige Arbeiter gibt, die gutgepflegt, hell und auch dunkle Biere bezahnen können, und es gibt sogar auch einige besser gestellte Leute, die Sozialdemokraten sind, und sich an besondern Tagen auch einmal eine halbe Flasche Wein leisten. Und wenn sich von den 30 000 Organisierten wirklich noch ein paar Dutzend besser begabter Arbeiter der vorzüglichen, guten Küche des Volksposters erfreuen können, so ist diese geringe Zahl nur ein neuer Beweis dafür, wie elend schließlich der Masse der Arbeiter geht, die sich trotz aller gewerkschaftlichen Ergründungen infolge der Wucherpolitik noch immer keine „gute Küche“ leisten kann, sondern bei schwarzer Kaffeestriche, Kartoffeln und Schmalzbrat wägen geiziger muß.

Es muß deshalb unsere wichtigste Aufgabe sein, den Kampf gegen die Wuchererteuerung so energisch zu führen, daß nicht nur ein paar Dutzend geleugnet, sondern Tausende zu erlangen, die sich der vorzüglichen Küche des Volksposters bedienen können.

Diese Ausführungen „rühmen wir dem Ersteller, der seinen Witz, den er nicht mehr in der Halle'schen los werden konnte, bei der Germania abgeben hat, zum geneigten Studium, vielleicht läßt er dann seine Dreifinger doch noch mal gang davon.

* Als übergezeichnete Patrioten produzieren sich anlässlich der Verlobung der Tochter Wilhelms II. die liberalen Zeitungsschreiber. Es ist interessant, festzustellen, in welcher Richtung der Witz der liberalen Presse von der wirklichen Interessen des Volkes gar nicht berührt werden dürfte. Am ruhigsten behandelt die Halle'sche diese Familienangelegenheiten. Ohne irgend eine hervorhebende Auszeichnung stellt sie in einem Artikel einfach die eingelaufenen Meldungen zusammen. Und man könnte es von ihr doch schließlich noch verstehen, wenn sie ein paar nationale Buzgeldräume geschlagen hätte. Aber nein — rechter Hand, hinter dem, alles verurteilt — während die Halle'sche nur ruhig und sachlich berichtet, sind die liberalen Blätter rein aus dem Wussehen. Sie füllen die ganzen ersten Seiten und noch einen Teil der zweiten mit langen Artikeln über die Verheiratung des Bräutigams und die gute Erziehung und Nüchternheit der Braut, ihren blauen, übermäßig, aber annützlich schlanke und dabei geschmeidige freitragende Gewänder, in ihren Bewegungen und in ihrer Sprechweise“ soll sie nach der Allgemeinen und Saalestete sein. Außerdem sei sie „so hübsch“ erzogen worden, wie nur irgend ein Mädchen ihres Landes, und wenn es nötig wäre, könnte sie ihrem Gemahle später ein recht anständiges Wittgenossen werden, denn sie versteht sich auf die kulinarische Kunst“.

So schmäht der liberale Zeitungsmacher spaltenlang, ohne sich der abstoßenden Wirkung seiner breiten Säulenreihe noch bewußt werden zu können. Die Dasselbe hat da mehr Aufwand gesetzt, und sie hat darin auch das offizielle Blatt übertrifft. Das bringt genau, wie die liberale Gesellschaft, wahre Wandbäume geschlagen hätte. Aber nein — rechter Hand, hinter dem, alles verurteilt — während die Halle'sche nur ruhig und sachlich berichtet, sind die liberalen Blätter rein aus dem Wussehen. Sie füllen die ganzen ersten Seiten und noch einen Teil der zweiten mit langen Artikeln über die Verheiratung des Bräutigams und die gute Erziehung und Nüchternheit der Braut, ihren blauen, übermäßig, aber annützlich schlanke und dabei geschmeidige freitragende Gewänder, in ihren Bewegungen und in ihrer Sprechweise“ soll sie nach der Allgemeinen und Saalestete sein. Außerdem sei sie „so hübsch“ erzogen worden, wie nur irgend ein Mädchen ihres Landes, und wenn es nötig wäre, könnte sie ihrem Gemahle später ein recht anständiges Wittgenossen werden, denn sie versteht sich auf die kulinarische Kunst“.

* Die häßliche Ehrengabe an Professor Reuß. Die Zuerkennung eines Ehrenlohnens an den Dirigenten Professor Reuß hat der Akademie dem großen Künstler in folgendem Schreiben mitgeteilt:

„Seit etwa vier Jahrzehnten haben Euer Hochwohlgebornen mit rastloser Hingabe führend im Musikleben unserer Stadt gestanden. Unermüdet und unermüdet haben Sie im Dienste der Kunst und des idealen Interesses der Gesamtheit zur Liebe und Ehre der Musik und des Gesanges erzogen. Anlässlich des Fests des hundertjährigen Geburtstages und auf weite Kreise der Bürgererschaft erhebend und bereichernd eingewirkt. In dankbarer Anerkennung dieser hervorragenden Verdienste um die Pflege des Guten und Schönen haben die höchsten Würdenträger beschlossen, Sie aus Anlaß der hundertjährigen Feier Ihres 70. Geburtstages durch die Gewährung eines Ehrenlohnens von jährlich 1200 Mk. auszuzeichnen. Wir wünschen Ihnen daß Sie sich des Genusses dieser Ehrengabe noch während eines recht langen, von Gesundheit und geistiger Frische begleiteten Lebensens erfreuen mögen.“

* Die Beiträge zur Angestelltenversicherung für den Monat Januar mühen sich patetistisch bis zum 15. Februar zu entscheiden. Auch alle späteren Beiträge für einen verfluchten Monat müssen bis zum 15. des folgenden Monats eingezahlt werden.

Monat müssen bis zum 15. des folgenden Monats eingezahlt werden. Die Einzahlungen geschehen mittels einer Zahlungsarte, die bekanntlich für die Angestelltenversicherung eingerichtet wurde und bei den Postämtern zu haben sind. Spätestens bei der ersten Zahlung muß der Arbeitgeber eine Liebesbriefe seines beziehungsangewandten Personals nach der Reichsversicherungsanstalt einleiten. Vorherzu hierzu werden von den betreffenden Ausgabestellen für die Angestelltenversicherung abgegeben. Diesem Briefe ist anzuschreiben, daß die Arbeiter keine Beiträge bei der ersten Zahlung mit an die Reichsversicherungsanstalt gefandt werden müßte. Diese Annahme ist falsch. Die Karte bleibt in den Händen des Versicherten oder seines Arbeitgebers. Die Einzahlung der Beiträge hat der Arbeitgeber in der Versicherungsart durch Eintragung des Betrages und Bekräftigung oder Stempel seines Namens oder seiner Firma zu vermerken. Bei als Quittung Karten heben muß, kann diese nach vorheriger Einbringung der fälligen Beiträge von der Reichsversicherungsanstalt beziehen.

* Stadttheater. Richard Wagner's 50-jährigen Todestag, dessen in der ganzen multitaligen Welt gedacht wird, ehrt die Direktion des Stadttheaters durch eine Neueinführung der Meisterfänger von Nürnberg, die bei vollständig aufschmelzen Annehmen mit dem berühmten Entwerfer Bertold von Walter Stolzing — Kammerjunker Walter Kirchhoff — von der Meisterfänger-Sopran am Donnerstag, 7. März beginnt, stattfindet. Das Lustspiel Der guttische Frau geht am Freitag am zweiten Male in Szene und zwar als 157. Vorstellung im ersten Viertel. Sonabend, nachmittags 3 Uhr, Sailer, Vorstellung bei seinen Breiten; einmalige Aufführung von Wilhelm Tell. Abends 8 Uhr als 158. Vorstellung im 4. Viertel Die Fledermaus. Sonntag nachmittags 10 Uhr Vorstellung in der Erbforst.

* Apollotheater. Das Gaijspiel des interaktanten Ausstattungsküdes Nibel in der Original Inszenierung des Währinger Künstler-Theaters erreicht mit dem 16. d. M. sein Ende. Der Freund und prächtiger Bühnenbildner, herzoglicher Bühnenkünstler und guter Künstler wird ein Besuch dieses Gaijspiels vollauf betriebligen.

* Unfall bei der Arbeit. Bei einem Pfeifenmeister in der Glauchaer Straße fiel das Dienstmädchen gestern Abend vom Bodenraum aus durch ein Oberflächfenster hinab und einige Weterer tiefer herab. Sie hat Schnittwunden am Arm und Verstauchungen von Gelenken erlitten.

* Straßeneinfall. Heute vormittag wurde in der Volkmannstraße ein etwa fünfjähriger Knabe von einem Radfahrer umgefahren und zu Erde geschleudert, so daß er gegen einen Laternenpfahl fiel und schwere Verletzungen erlitt. Er wurde in ein Haus gebracht, von wo aus ihn die benachrichtigte Mutter nach ihrer Wohnung in der Halberstädter Straße schaffte.

Bruderschaft und Umgeben. Parteigenossen. Am Freitag, den 14. Februar, abends 8 1/2 Uhr, findet im Saal des Hotel de France in Dresden die 12. Versammlung der Mitglieder der Sozialdemokratischen Vereins statt. Da neben anderen wichtigen Vereinsangelegenheiten auch der Bericht über die Beschlüsse des Preußens durch den Genossen Meinwands-Galle gegeben wird, so ist ein recht harter Besuch der Mitglieder aus dem betreffenden Ortskirchen zu erwarten.

Die Direktionsleitung.

Stadt-Theater.

Der Erbforst wurde am Dienstag zum Gedächtnis an den 10. Geburtstag des Kaisers und Königs gefeiert. Es ist das einzige Drama des in diesem Ringen und Treiben vergeblich nach dem Vorber des Dramatikers freilebenden Dichters, das sich bis heute erfolgreich auf der Bühne behauptet hat. Es war der mehr oder weniger gelungene Versuch, die dramatische Dichtung aus dem Reibel der Romantik in das tageliche Licht und auf dem Boden der Wirklichkeit zu stellen. Was der Ludwig wollte, drückte er in folgenden Worten aus:

„Das beiliegende Stück ist eine Kriegserklärung gegen die Unnatur und konventionellen Manieren der jetzigen Theaterpoesie (sowie als der Schauspielkunst). Natur, Wahrheit, Schönheit — nicht zu eng genommene — Wirklichkeit sind meine Kunststücke gewesen, die ich angewandt habe.“

Die Gestalten seines Dramas sollten nicht sagen, was er will, sondern was sie wollen. So fand denn auch die Menschen in Erbforst, wie ihre Unwelt, naturgemäß und lebensmäßig gezeichnet. Aber das, was er eigentlich anstrebte, ist, dem Dichter doch nicht gelungen: im Grunde ist das Schauspiel (Schicksal) ein Drama geblieben. Und nicht einmal ein gutes. Denn der dramatische Konflikt des Stücks ist ohnehin wenig genügend begründet, wie seine Durchführung, die Lösung auf eine Reihe Zufälle gestellt ist, die mit dem realistischen Drama nichts zu tun haben. Je öfter man das Drama sieht, desto mehr werden einem seine dramatischen Schwächen fühlbar, und desto geringer ist seine Wirkung. Und wenn der Förster Ulrich in seinem verbotenen Regimentsdienst sich und seine Familie ins Unglück bringt und schließlich in einem sinnlosen Unfall seine Tochter und darauf sich selbst erlöset, so fehlt diesem Ende, weil die übergehende Begründung, auch die tiefe erschütternde Wirkung. Wenn das Schauspiel im einzelnen dennoch starke Eindrücke hinterläßt, so erreicht das Ludwig vor allem durch die Menschen seines Dramas, die in ihrer lebenswahren Gestaltung den ersten Dichter erkennen lassen. Auf Einzelheiten des Stücks einzugehen erübrigt sich, da wir es bei seiner Aufführung vor knapp 1 1/2 Jahren ausführlich besprochen haben.

Von der Aufführung ist gleichfalls wenig Neues zu berichten. Sie hielt sich auf mittlerer Höhe. Die Regie Karl Schölling ist in allen vorzuziehbar. Wenn der „Bald“ noch immer nur zu einem in einem veränderten Winkel des Fortmars befähigten Fenster, anstatt „zu allen Fenstern“ ins Foyerhaus „hineinschaut“, so darf man den Regisseur dafür wohl kaum verantwortlich machen? — Der Erbforst gehört zu Albert Friedrich's hervorragenden Leistungen; er war auch diesmal wieder frohlockend und mühsam und wie aus einem Guß. Dem Fortschreiten Andreas aus Rudolf ist es das leidenschaftliche Temperament, der Fortschreiber Stein wurde von Karl Schölling lebensvoll gestaltet, sein Sohn Robert von Walter Faber nach dem Charakter der Rolle angemessen gespielt. Grete Böcker als Fortschreiberin forderte unwillkürlich zu einem Vergleich mit Elise Schöffer heraus, der

nicht gegenüber der ersten ansieht; wir vermischen das Weib, Mütterliche in Grete Böcker Darstellung. Mit der Rolle der Marie fand sich (sehr unvollständig im Neuen!) Helge Walden schlecht und recht ab, dagegen bot Walter Sieg mit seinem Wuchiger wieder eine kleine Meisterleistung, und auch die beiden Bildhauer wurden von Hans Pöfer und Karl Schallberg, der Dolmetscher von Otto Barz, der Buchhalter Müller von E. vom Weber, und der Großbauer Wilkens von Georg Thies geschickt wiedergegeben.

Merke!

Zum Untergang der Polarexpedition Scott.

Die Südpol-Expedition des englischen Polarforschers Scott, die ein so tragisches Ende genommen hat, verlief, wie das nähere aus London mitgeteilt wird, am 19. Juli 1907 mit dem Dampfer Gazon den Hafen von Southampton. Kapitän Robert F. Scott begab sich zunächst nach Port Byrton, wo Scott den Oberbefehl über die Terra Nova übernahm, die am 15. November 1910 in See fuhr.

Scott's erste Expedition gelangte nicht den gewünschten Erfolg; der Südpol wurde nicht erreicht. Aber die wissenschaftliche Ausbeute der fähigen Fahrt erregte Aufsehen, und Scott wurde geehrt.

Die zweite Expedition — auf der Terra Nova — (siehe zuerst am der Kistenkarte) zu scheitern. Die englische Öffentlichkeit zeigte sich aber sehr aufmerksam, und so gewährte denn im Januar 1910 die englische Regierung eine Summe von 400 000 Mark. Im ganzen wurden 800 000 Mark aufgebracht. Die Expedition war gering an Zahl, aber glänzend ausgerüstet. Die Ueberwinterung der einen Hälfte der Mannschaft erfolgte in der MacMurdo-Straße, die der anderen in King-Edwards-Land.

Im März 1912 war man über das Schicksal der Scott'schen Expedition in großer Unruhe. Shackleton blieb dabei, daß Scott gleichzeitig mit Amundsen den Südpol erreicht haben würde.

Am April 1912 erhielten die Londoner Central News die erste ausführliche Nachricht über das Schicksal der Expedition Scott, und zwar von Scott eigener Hand. Der Schilderung war zu entnehmen, daß Scott mit den bisherigen Resultaten zufrieden sei. Der Bericht schloß mit den Worten: „Da unsere Rückkehr sehr spät erfolgen muß, ist es mehr als wahrscheinlich, daß fernere Nachrichten von uns im Laufe dieses Jahres nicht mehr eintreffen werden.“

Als am 30. Oktober, nach Beendigung des Winters, noch keine Nachrichten vom Kapitän Scott eingelaufen waren, wurden zwei Hilfsexpeditionen ausgesandt. Die eine stand unter dem Kommando des Arztes Atkinson und die andere unter der Führung des Mr. Wright. Die zweite Expedition, der sich noch vier Herren anschlossen, hatte sieben inoffizielle Mannschaften mit. Sie nahm genügend Proviant für drei Monate mit, weil man von vornherein sich sagte, daß es sich um eine lange Expedition handeln würde. Den sogenannten One ton Camp fand man in vollständiger Ordnung mit den aufgeschriebenen Vorräten vor. Von dort ging die Expedition Wright auf der südlichen Seite vorwärts, und am 12. November sah man das Jelt des Kapitans Scott. Als man es aber betrat, da bot sich der Expedition ein trauriger Anblick dar, denn es lagen darin die Leichen des Kapitans Scott, des Dr. Wilson, der an der Spitze der wissenschaftlichen Expedition stand, und des Leutnants Bowers von der indischen Armee. Die Expedition setzte sich zusammen aus Scott, Dr. Wilson, Kapitän Dabes, Leutnant Bowers und Unteroffizier Evans.

Der berühmte Nordpolarforscher Fridtjof Nansen

erklärte einem Vertreter von Morgenbladet, daß das Unglück Scotts auf schlechten Proviant zurückzuführen sei. Ich fürchte, sagte er, daß dieser für den übrigen Teil der Expedition die gleiche Wirkung haben wird. Ich glaube nicht, daß der Schmelzer die Ursache des Unterganges der Expedition gewesen ist. Sowohl Scott als seine Begleiter sind unerschrockene, starke Männer mit so großer Erfahrung in den arktischen Gegenden, daß unter normalen Verhältnissen selbst der Schwedische Schmelzer sie nicht überwinden könnte. Anders stellt sich die Sache, falls Sturmbur unter ihnen gemüht und ihre Kräfte aufgeschöpft hat. In diesem Falle würde der Schmelzer ihr Schicksal befehlen haben. Nansen sprach zum Schluß seine Bewunderung für Scott als Südpolarforscher aus; er sei für diesen Beruf wohl geschaffen gewesen.

Russische Kulturträger in Berlin.

Vor dem Kriegsgeschehen in Ziffis fand dieser Tage ein großes Stück, der auf die Häuserdirektion der russischen Soldaten in Berlin große Streifen drückt. Amelst waren die Offiziere-Miljotin und Solow und einige Kollegen aus der 1. Expedition, die unter dem Kommando des Obersten Wassilow im Dezember 1911 in Berlin eintraf und, wie bekannt, die wichtigsten Punkte der Provinz Westpreußen besetzte. Die Anklageschrift weist darauf hin, daß, nachdem die genannte Truppenabteilung am 26. Dezember in Adolfsplatz einmündet war, eine allgemeine Wänderung begann, bei der die russischen Offiziere und Beamte die Warenballen öffneten und die wertvollsten Gegenstände aneigneten. Der junge Leutnant Wamulow sagte aus: „Ich sah, wie sich die Herren Offiziere, die Aerzte und selbst die Unteroffiziere in einem Hofe versammelten. Auf einem großen Warenballen stand unter dem Kommando Fürst Wassilow und verteilte die Waren einhändig unter die Offiziere.“ Die Wänderung wird alsdann bestätigt von dem Obersten der Fabrik Chausse, Trellinsch, der eine Klage beim Fürsten Wassilow einreichte, aber selbstverständlich sehr ungenügend empfangen wurde. Es wäre vielleicht gar nicht zu einem Prozeß gekommen, wenn nicht ein Streit zwischen den Offizieren des Infanterie-Regiments Rosdol und des Regiments Sambla

... Ich hoffe mich durch das ökonomische Übernehmen von gebrauchten Instrumenten und Werkzeugen, sondern von anderen anderen Dingen, die für den Handel nützlich sind...

Über 34,000 ähnlich lautende schriftliche Anerkennungen!

Unterhaltungs-Blatt

Beilage zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

Nr. 13.

Donnerstag, 13. Februar

1913

Gespannte Beziehungen.

Von Eugen Tschirikow.

Mischa schweigt hartnäckig. Er will absolut nicht sprechen. Man ruft ihn zum Mittagessen — er lehnt kategorisch ab.

„Ich will nicht.“

Man ruft ihn zum Nachmittags-tee — er antwortet ruhig, aber mit fester Entschiedenheit im Ton:

„Bitte, trinkt Kaffee, Tee oder was ihr wollt, aber mich laßt in Ruhe! — ich will nicht!“

Als die ältere Schwester Nina diese Antwort von Mischa erhält, bricht sie in ein gezwungenes Lachen aus und sagt:

„Du denkst wohl, uns liegt viel daran? Na bilde dir bloß so 'was nicht ein! Du magst nicht essen, nicht trinken, deshalb wird sich niemand die Augen ausweinen!“

Spricht's, flattert vergnügt davon und verschwindet hinter der Tür. Trotzdem findet Mischa sowohl in ihrer Stimme als auch in ihren gequälten Worten etwas, was er sich zu seinen Gunsten deutet. Natürlich verstellt sie sich bloß, wenn sie so tut, als ob Papa, Mama und den anderen „nichts daran liegt“, daß er zu Mittag ist und Tee trinkt. Natürlich sind alle sehr unruhig und wissen nicht, wie sie ihn dazu überreden sollen, Mittag zu essen und Tee zu trinken. Na, mögen sie sich doch beunruhigen! Haben selbst schuld. Ein „Unge-nügend“ im Latein ist doch noch kein Grund, ihn vor allen Leuten zu blamieren, ihm zu raten, er möge lieber Schuster werden. Sehr nett — Schuster! Schön! Aber Mittag essen wird er trotzdem nicht.

Mischa sitzt im Salon auf dem Sofa, starrt in eine aufgeschlagene Nummer des Weder und horcht nach dem Nebenzimmer hin. Wahrscheinlich spricht man dort jetzt davon, daß er nichts essen, nichts trinken will, daß er im Grunde genommen doch „ein tüchtiger Junge“ sei.

„Wo steckt denn Mischa? Schmolzt er noch immer?“ hört er die Stimme der Mutter.

„Der Herr ist böse!“ antwortet gedehnt und mit Betonung Nina.

„Man muß ihm etwas Essen stehen lassen,“ brummt der Waf des Vaters.

„Hal denkt Mischa. Stehen lassen! Sehr nötig! Warum einem Schuster etwas stehen lassen?“

„Mischa!“ ruft der Vater.

Mischa schweigt. Der Vater ruft noch einmal.

„Was?“ antwortet dumpf, aber mit Würde Mischa und beugt sich tiefer über den Weder.

„Komme herein! Genug geschmolzt!“

„Ich schmolle nicht, ich lese. Für einen Schuster schickt es sich nicht, am Tisch zu sitzen.“

„Schafskopf!“

„Na, sehr schön. Meinetwegen auch Schafskopf!“ antwortet auffahrend Mischa und fügt leise, kaum die Lippen bewegend, hinzu: „Von diesem Schafskopf sollt Ihr noch hören!“

„Wichtigtuert!“ hört er die Stimme der Schwester.

„Du sei nur still, dumme Gans!“ flüsterte Mischa, wobei er fühlt, wie ein schrecklicher Haß gegen die Schwester in seinem Herzen aufkudert.

„Ihn dürstet nach Nach. Wenn der Vater nicht im Zimmer wäre, würde er ihr schon zeigen . . . Was hat sie auch noch ihren Senf dazu zu geben? Es hat sie doch niemand gefragt!“

Mischa räuspert sich böse, sucht lange in seinen Taschen und bringt endlich einen Bleistift zum Vorschein. Eine der Karikaturen im Weder zeigt einen jungen Mann unter einer Bank und neben der Bank eine junge Dame. Der erläuternde Text besagt: Der junge Mann muß die Initialen seiner „Herzgefönigin“ in die untere Fläche der Bank schneiden, da die obere Seite mit Namenszügen, durchbohrten Herzen usw. schon ganz bedeckt ist. — Unter diese Karikatur schreibt Mischa: „Das ist Nina! Und das ist Walodja Pjätuschow! Beides ausgemachte

Narren!“ Dann legt er die Zeitschrift so hin, daß jeder die Karikatur sofort bemerken muß, und geht in sein Zimmer.

Als er dort auf dem Tisch Ninas Hut erblickt, schleubert er ihn wütend zu Boden.

„Solche Hinterlistigen gehören nicht auf meinen Tisch!“ sagt er laut, obwohl er weiß, daß ihn niemand hört.

„Mischa fühlt sich mit allen im Hause verfeindet. Das ganze Haus scheint ihm in zwei feindliche Lager geteilt zu sein: in dem einen Lager befindet er sich allein, in dem anderen — alle übrigen. Deshalb tritt er sogar dem Stubenmädchen, als es in sein Zimmer kommt, böse entgegen:

„Nach, daß du rauskommst!“

„Es sind Gäste da.“

„Nach, daß du rauskommst, sage ich dir!“

„Sie haben nichts gegessen, darum sind Sie so böse . . .“

Mischa begreift sehr gut, daß man das Stubenmädchen als Parlamentär zu ihm geschickt hat. Die „Feinde“ bereuen, möchten ihr Unrecht gern irgendwie gut machen. Na, er ist kein Kind; mögen sie nur warten!

Aber Hunger hat er! Ob er in die Küche schleichen soll? Nein, das geht nicht: die Köchin würde es dem Stubenmädchen, das Stubenmädchen würde es Nina sagen, und alle würden ihn auslachen.

Bieber hungern! Ja, wenn Papa oder Mama selbst kommen möchten: „Na, sei nicht böse, Mischa . . . Du weißt doch, wenn du nicht isst und trinkst, kannst du krank werden, und das würde uns sehr betrüben. Na, sei gut. Es soll nicht wieder vorkommen . . .“ Ja, dann würde Mischa natürlich sofort wieder gut sein und sofort ins Speisezimmer kommen, wo man selbstverständlich Essen für ihn hat stehen lassen. Heute gab's wohl Kohlsuppe . . .

Mischa läuft das Wasser im Munde zusammen. Er geht an die Tür und lauscht, ob er nicht bald die weichen Schritte der Mutter hören wird. Der Vater wird nicht kommen, das ist sicher. Aber Mama kommt vielleicht und bittet um Entschuldigung.

Aber Mama kommt nicht, und Mischas Hunger wird immer größer.

Statt der heißersehten Mama erscheint in der Tür Halstaff, Pappas Dogge. Leise, fast unhörbar, kommt sie ins Zimmer, beschnuppert Mischa und wedelt träge mit dem Schwanz.

Halstaff ist der Bleibling des Vaters, unter dessen Schreie-tisch im Kabinett er sich mit Vorliebe anzustreken pflegt. Was hat er also hier zu suchen? Mag er doch zu seinem Herrn gehen und den anwedeln. Wie sich das vollgefressen hat! Wie der Bauch aufgetrieben ist!

„Pafscholl!“ schreit Mischa plötzlich böse und stößt den Hund heftig mit dem Fuß.

Das Tier heult zuerst auf und beginnt dann leise zu winseln. Beleidigt den Schwarz einflummend, verläßt es schließlich das Zimmer.

Und Hunger hat Mischa . . .!

An den Fingern der linken Hand saugend, überlegt er lange und eingehend seine Lage. Schließlich kommt ihm ein glücklicher Gedanke. „Ja, so geht's! So wird er vor allen Kom-promissen mit den „Feinden“ bewahrt. Ein Mitschüler von ihm hat unlängst auf dem Trödelmarkt seine lateinische Gram-matik „verklöpft“ und dafür gleich an Ort und Stelle einen Dolch gekauft.

Mischa wird ebenfalls ein Buch opfern und sich dann beim Wäcker Pasteten, Käsekuchen oder etwas Ähnliches kaufen. Er wird auch noch in einen Milchladen gehen und Milch trinken. Und die „Feinde“ werden sich sorgen . . . Aber mögen sie doch! Sind ja selbst schuld. Ein andermal werden sie nicht . . .

Mischa kramt lange in seinem Schrank und zieht schließlich ein dünnes Büchlein heraus. Ich werde es noch brauchen, aber erst später; dann haben sie wohl schon vergessen, daß es bereits gekauft ist, und ich bekomme ein neues . . . denkt Mischa und weist das Buch endgültig dem Verkauf.

Durch das Wohnzimmer gehen mag er nicht: dort sitzen alle und denken womöglich, er will sich aufdrängen, sich mit ihnen veröhnen. Bah, er wird ihnen was! Er kann sehr gut auch ohne Türen auf die Straße kommen.

Mischa steigt durchs Fenster, versteckt das Buch in der Brusttasche und geht schnell nach dem Trödelmarkt. Es dunkelt schon. Bald wird man die Buden schließen — er muß sich also beeilen.

Mischa läuft, so schnell er kann. Als er an einem im Bau begriffenen Hause vorbei kommt, geht er zur Abkürzung des Weges über den Bauplatz, wobei er mehrfach über Bretter, Balken und Gerümpel stolpert. Das Resultat ist ein Loch im Stiefel, gerade vorn an der Spitze. Unter anderen Verhältnissen würde Mischa über ein solches Mißgeschick betrübt sein, um so mehr, als die Stiefel erst unlängst gekauft sind, jetzt aber macht er sich gar nichts daraus. Mögen sie doch neue kaufen! Sie werden natürlich sagen: „Geh' ohne Stiefel, wie ein Schuster!“ Aber er weiß sehr gut, daß sie dennoch neue kaufen werden. Sie mühten sich ja schämen, wenn er, der Sohn eines Rechtsanwalts, in zerrissenen Stiefeln gehen würde. Er hat keine Angst — sie werden schon kaufen.

Endlich ist er auf dem Trödelmarkt. Da ist es so lebhaft, so lustig. Man lärmt, schreit, jankt — ein wahrer Höllenfesttag.

„Hei—eiße Pasteten!“ ruft gellend ein Bauer mit vollem, rotem Gesicht in schmutziger Schürze. „Willst Pasteten?“ bietet er Mischa an. „Heiße, ganz heißel Das Paar zu fünf Kopelen!“

„Womit gefüllt?“ fragt stehenbleibend Mischa.

„Kauf bei mir, junger Herr! Seine sind kalt, aber ich habe heißel“ beginnt ein altes Weib zu schmeicheln und erhebt sich von dem irdenen Topf, in welchem sie ihre heißen Pasteten aufbewahrt.

„Später werde ich kaufen; jetzt habe ich keine Zeit“, sagt Mischa und drängt sich durch dichte Haufen bunten Volkes bis zur Einfahrt des Kaufhofes, in welchem sich die Buden der Krämer, Antiquare usw. befinden.

Atemlos vor Anstrengung und Furcht betritt er die Bude eines Büchertrödlers, der in gleichgültiger Haltung an seinem Bücherstapel lehnt. Es ist ein alter Mann mit klugen, verschämten Augen hinter den Brillengläsern. Als er den Glimmer der Lampe erblickt, verschwindet er in der Tiefe der Bude, holt ein Buch hervor und beginnt darin zu lesen — kurz, er tut, als nähme er von dem Kunden keine Notiz.

„Kaufen Sie Bücher?“

„Was haben Sie zu verkaufen?“

„Asien, Afrika und Amerika. Ganz neu!“ antwortet Mischa eilig.

„Von Smirnow?“

„Ja.“

„Europa hätte ich wohl genommen, aber von dem da habe ich zu viel . . .“ sagt der Trödler, scheinbar widerwillig das Buch nehmend. „Eine alte Ausgabe . . . Na, meinetwegen, zehn Kopelen . . .“

„Zwanzig soll ich . . .! Unter zwanzig darf ich nicht verkaufen“ bemerkt gedehnt Mischa.

Der Trödler gähnt und gibt das Buch zurück.

„Dann wenigstens fünfzehn . . .! Es ist ja ganz neu!“

Der Trödler antwortet nichts.

„Na, meinetwegen . . . zehn Kopelen!“

„Ich mache Schaden dabei“, sagt gähmend der Trödler, legt zwei Fünfkopelenstücke auf den Ladentisch, wirft den Einkauf nachlässig in den Sack und vertieft sich wieder in sein Buch.

„Ich werde vielleicht noch Europa bringen“, sagt Mischa, die beiden Fünfkopelenstücke in die Tasche steckend.

„Bringen Sie . . . Aber es kommt dabei sehr viel auf die Auflage an. Manche ist nicht einmal zehn Kopelen wert . . . Wörterbücher haben Sie nicht? Schicken Sie doch Ihre Freunde — ich zahle die höchsten Preise . . .“

„Ich werde schicken . . .“

Mischa verläßt die Bude und wendet sich zu den Schwarzen. Aber bevor er noch zu den Pasteten gekommen ist, hat er bereits einen Teil seines Geldes ausgegeben. Die persischen Nüsse mit Mohn haben es ihm angetan. Er kauft davon für drei Kopelen und verspeist sie mit großem Behagen. Jetzt sieht er auch die Frau mit den Pasteten.

„Womit sind sie gefüllt?“

„Mit Pfefferlingen, mit Fleisch, mit Möhren.“

„Und kosten?“

„Fünf Kopelen das Paar.“

„Mit Möhren mag ich nicht. Gib mir eine mit Fleisch und eine mit Pfefferlingen!“

Nachdem er beide Pasteten verzehrt hat, bekommt Mischa Durst. Für die ihm noch geliebten zwei Kopelen trinkt er zwei Maß eines blaßrosa Kwaff. Das zweite Maß bekommt er kaum herunter — so widerlich süß schmeckt es; aber etwas übrig lassen wäre doch zu schade.

„Uff!“ pustet er, als er schließlich den letzten Schluck Kwaff herunter hat.

„Das stößt in die Nase, nicht wahr?“ fragt prahlerisch der Kwaffverläufer und ruft laut in singendem Ton: „Kwaff! Gut, kräftiger, kühler Kwaff!“

Zu Hause findet Mischa auf seinem Tisch einen Teller mit kaltem Fleisch, etwas Brot, ein Glas Milch und drei Waffeln. Das einzige, was ihn reizt, sind die Waffeln, sein Lieblingsgericht; aber die Eigenliebe erlaubt ihm nicht, sich darüber herzumachen. Ja, wenn die „Feinde“ sich nicht erinnern würden, wieviel Waffeln sie ihm ins Zimmer gestellt haben: ob zwei oder drei — dann würde er wohl eine essen. Schließlich hält er es doch nicht länger aus: er reißt von jeder Waffel vorsichtig einen schmalen Streifen am Rande ab und verspeist ihn.

Der blaßrosa „kräftige“ Kwaff stößt ihm noch fortwährend „in die Nase“, und die persischen Nüsse mit Mohn und die Pasteten mit den Pfefferlingen und dem nicht ganz frischen Fleisch beunruhigen seinen Magen.

„Pfui Teufel!“ sagt er böse und spuckt von Zeit zu Zeit auf die Erde.

„Wo hast du denn so lange gestedt?“ fragte Nina, die Tür öffnend.

„Das geht dich gar nichts an. Ich frage dich ja auch nicht, wo du herumspazierst!“

Nina blickt flüchtig auf den Tisch und sieht, daß das Essen noch unberührt ist.

„Mama läßt dir sagen, du sollst ein Stück Fleisch essen!“

„Und wenn ich nicht will? Ich bin ein Schafskopf und ein Schuster. Ihr seid Rechtsanwalts, aber ich bin ein Schafskopf . . . und ein Schuster!“

„Wenn du nicht essen willst, dann laß es!“

„Na also! Geh' mit deinem Bjatuschkow spazieren und laß mich in Ruh!“

„Schafskopf!“ wirft Nina gereizt hin und verläßt das Zimmer.

Mischa fühlt sich stark genug, die Belagerung der „Feinde“ auszuhalten und all' ihre Angriffe durch eine absolute Gleichgültigkeit gegen Speise und Trank zu parieren. Die Pasteten mit den Pfefferlingen und dem Fleisch, die persischen Nüsse mit Mohn — sie sind für ihn „Verbündete.“

Die Sache hätte sich möglicherweise noch lange hinziehen können, wenn nicht ein unvorhergesehener Zwischenfall eingetreten wäre, der den gespannten Beziehungen ein Ende gemacht hätte.

Mischa bekam Leibschrmerzen, die langsam an Stärke zunahmen. Die Schmerzen zwangen ihn, sich aufs Bett zu legen und leise zu stöhnen. Von dem heißen Verlangen beherrscht, sich nicht in seiner Wehrlosigkeit den „Feinden“ auszuliefern, blieb er lange fest und erstickte sein Stöhnen im Rissen. Aber die Pasteten mit den Pfefferlingen und dem Fleisch, der „kräftige, kühle“ Kwaff taten das ihrige — bald begann er lauter zu stöhnen und mit den Fäusten ins Rissen zu schlagen.*

„Gott, was für eine Strafe!“ winselte er von Zeit zu Zeit und zog die Beine in die Höhe.

In der Nacht konnte Mischa sich nicht länger beherrschen; er begann laut zu schreien. Bald drängten sich alle „Feinde“ um sein Bett, mit Ausnahme von Papa, der wie gewöhnlich im Klub war. Mama brachte das Thermometer, Schwester Nina machte ihm einen Senfteig, das Stubenmädchen lief nach dem Doktor. Sogar Falstaff kam den Kranken zu besuchen, drängte sich zwischen die besorgten „Feinde“ und blickte Mischa mit seinen klugen Augen traurig und teilnehmend ins Gesicht.

„Was hast du denn nur gemacht?“ fragte unruhig Mama, in der Tiefe ihrer Seele bei dem Gedanken zitternd, Mischa könnte Gift genommen haben, womit er bei ähnlichen Anlässen schon oft gedroht hatte. „Hast du irgend etwas eingenommen? Ja, Mischa? Sprich, mein Täubchen! Schnell!“

„Ich, Mama . . . Ach! Ul! Ul! Ul! Ul! Ul! . . . Ich, Mamachen . . . ich habe Asien, Afrika und Amerika verkauft . . . Ach! Ul! Ul! Ul! . . . Und dafür Pasteten mit Pfefferlingen und . . .“

„Um Gotteswillen, Mischa! . . . Er phantasiert ja! . . .“



Herrgott, wo bleibt nur der Doktor? . . . Schnell! Laßt und holt Papa . . . Ach Gott! . . .“

Mama beugte sich über Miſcha, legte ihre Hand auf seine Stirn und küßte ihn auf die Wange. Laut weinend lief Nina ans Fenster und blickte unruhig auf die Straße, die Ankunft des Arztes erwartend.

Endlich kam der Doktor.

„Na, junger Mann, wo tut's denn weh? Lassen Sie mal sehen!“

Miſcha drehte sich gehorsam nach dem Licht, der Doktor untersuchte ihn genau.

„Was haben Sie denn heute gegessen?“

„Ach, Herr Doktor, er hat heute absolut nichts gegessen! Seitdem er aus der Schule gekommen ist — keinen Bissen!“

„Das ist auch nicht gut, aber vielleicht, junger Mann, haben Sie doch etwas gegessen? Sagen Sie mal ganz ehrlich . . .“

„Ja . . . Ich aß Pasteten mit Pfefferlingen. Ich verkaufte Äpfel, Afrika und . . .“

„Was soll das heißen?“ fragte flüsternd, im höchsten Grade beunruhigt, Papa. Er war Hals über Kopf aus dem Klub geholt worden, wo er sogar eine Partie „Wisk“ unbeendigt gelassen hatte — — —“

Eine Stunde später war alles still im Hause. Miſcha lag mit einer Kompresse auf dem Leib im Bett; neben ihm saßen Mama und Nina. Beide warteten und pflegten ihn, sich geduldig allen seinen launenhaften Wünschen und Forderungen fügend.

Bald ließen die Leibschmerzen nach, und Miſcha begann volle Befriedigung zu empfinden: Die „Feinde“ waren besiegt!

Im Kampfe mit den Polarmächten.

Aus dem neuerschienenen Werke Ein arktischer Robinson von Kapitän Mikkelson (18 Lieferungen à 60 Pf., gebunden 10 Mk.) drucken wir mit Erlaubnis des Verlags von F. A. Brockhaus in Leipzig folgenden Abschnitt aus der Erzählung des Verfassers hier ab:

Wir erreichen das Depot etwas südlich von Kap Amelie, wo ebenfalls eine Proviantkiste hätte sein sollen; sie ist jedoch denselben Weg gegangen wie die andern. Durch unsere traurigen Erfahrungen mit den beiden letzten Depots belehrt, hatten wir nicht erwartet, hier etwas zu finden. Allein ich kann doch nicht leugnen, daß ich eine ganz leise Hoffnung genährt habe und — trotz meiner Vorsätze — sehr enttäuscht bin. Es ist auch hart, ein gutes Depot geleert zu sehen — teilweise zu Hundsfutter verwendet —, wenn man so hungrig ist wie wir; aber es ist so, und nachdem wir eine sehr kleine Portion Penmikan gegessen haben und auf den Bergen gewesen waren, um nach dem Eise zu sehen, das einige Kilometer von hier am Land liegt, legen wir uns schlafen und vergessen die Enttäuschung bald in dem schweren, tiefen Schlafe, der einem Tage harter Arbeit folgt.

Die Nacht ist nichts weniger als gemüthlich. Es sind 15 Grad Kälte, wir sind dünn gekleidet, haben abgenutzte Leinwandbeinkleider an und liegen auf der bloßen, gefrorenen Erde, ohne Schlaffade und ohne irgend etwas, um uns zuzubeden. Mit Freuden begrüßen wir daher den Anbruch des Tages und begeben uns wieder auf die Wanderung.

Es ist jedoch nur eine kurze Freude. In den ersten Stunden geht alles gut; die Küste ist einigermaßen eben, und nur dann und wann macht es uns schwere Mühe, über einige ausgetrocknete Flüsse mit steilen, verwitterten Ufern zu kommen. Doch als wir an die Stelle gelangen, wo ich erwartet hatte, über den Fjord auf das Eis zu gehen, finden wir noch offenes Wasser und sind gezwungen, der Küste nach Nordwesten zu folgen, mit der Aussicht, rund um die ganze Bucht zu wandern, wenn das Eis weiterhin dem Lande nicht näher kommt. Der flache Strand und die gute Bahn haben jetzt ebenfalls ein Ende; sie werden von steilen Bergen abgelöst, die sich beinahe senkrecht aus dem Wasser erheben, und es ist hier nur durch Kriechen möglich, auf dem am Fuße des Berges von herabgestürzten Steinen gebildeten Abhang weiterzukommen.

Es ist eine fürchterliche Arbeit! Wir fallen, wir stoßen uns und verrenken uns die Füße, und vorwärts kommen wir doch nicht, denn der Abhang ist so steil, daß wir nur mit größter Vorsicht dem Sturz ins Wasser entgehen. Bald springen wir von Stein zu Stein, dann müssen wir auf den Knien vorwärts oder uns zuweilen mit den Händen an den Steinen festhalten, während wir mit dem Fuß einen festen Halt zwischen den großen, wankenden Steinen suchen. Mitunter treten wir auf einen losen Stein; er gleitet, reißt andere mit sich, und die großen, leisen Steine, die hoch über uns liegen, rollen herunter, da ihnen jetzt die Unterlage fehlt. Sie sind gefährlich und müssen nach Möglichkeit vermieden werden, und stets

fürchten wir beim Gehen, die Füße zwischen Steinen einzuklemmen oder zu fallen und so ernstlich zu Schaden zu kommen, daß wir nicht weiter können. Was die Folge davon sein würde, ist nur allzu klar; es sind keine erbaulichen Gedanken. Wir kriechen also immer vorzichtiger weiter, während unsere Rangen uns so schwer auf dem Rücken liegen, daß wir sie kaum tragen können.

Es ist ein harter Tag, einer der schlimmsten, den ich auf meinen Reisen in den Vorlageregenden je erlebt, und da wir obendrein einen Fuchs und einen Hasen verfolgt haben ohne andre Ausbeute als eine Stunde anstrengender Extraarbeit, sehen wir das Dasein allmählich überaus schwarz an.

Doch es nützt nichts, dem Mute zu lauschen, den unsere düsteren Gedanken uns zuflüstern; wir haben uns das Ziel einmal gesteckt, es bleibt uns keine Wahl mehr — entweder wir erreichen den Danmark-Hafen, oder wir müssen verhungern! Wir raffen uns also auf, so gut wir es vermögen, und setzen unser mühsames Kriechen am Fuße des Berges weiter fort. Endlich, um 3 Uhr nachmittags etwa, nach sieben Stunden unermüdlicher, schwerer Anstrengung, kommen wir an der steilen Felswand vorbei, die sicher mehr als 5 Kilometer lang ist, und erreichen einen einigermaßen guten Strand, wo das Gehen bedeutend leichter ist. Dies hilft der Stimmung bedeutend auf, besonders aber ermuntert es uns, als wir das Eis weit draußen an das Land reichen sehen. Können wir auf das unaufgebrochene Wintereis hinauskommen, so brauchen wir nicht rund um die Bucht zu gehen und ersparen uns viele anstrengende Kilometer.

Noch aber müssen wir dem Strande folgen, und es vergeht Stunde um Stunde, ohne daß wir das Eis erreichen, das an Land stößt; es schiebt aus, als ziehe es sich zurück, je weiter wir kommen.

Leider hat es auch den Anschein, als wäre es mit dem guten Wetter vorbei, das wir seit langer Zeit gehabt und dessen wir gerade jetzt so dringend bedürfen, denn schwarze, zerrissene Wolken beginnen im Norden über den Bergen aufzuziehen und verüben Unwetter und Sturm. Vorläufig ist es noch still. Pöblich jedoch kommt ein Windstoß über die Berge gefahren; es pfeift und ächzt zwischen den Steinen und raubt uns fast den Atem, verschwindet dann aber mit Getöse und Gepolter in südlicher Richtung längs der steilen Küste. Kurz darauf kommt ein zweiter Windstoß; immer schneller und schneller folgen sie einander, und schließlich stürmt es unaufhörlich und stetig, uns gerade entgegen, dabei ist es keine halbe Stunde her, seit das Unwetter begann. Zerrissene Sturmwolken phantastischer Gestalt jagen immer schneller und in immer größeren Mengen über den Himmel, und dunkel und drohend erhebt sich die bleisarbene Wolkenbank im Norden. Große Wolkemassen bedecken die Gipfel der naheliegenden Berge, das Land rings um ist wie durch einen Schleier zu sehen; es hat angefangen zu schneien, und ein Regenschauer nach dem andern treibt über uns hin. Eine Stunde, nachdem wir den ersten Windstoß bemerkt, bläst ein Sturm. In unglaublich kurzer Zeit beginnt ein hoher Seegang, und die Brandung tost an der Küste. Dann und wann vernehmen wir durch das Heulen des Windes ein langgezogenes Seufzen; es ist der Eisgang — das Eis, das uns an die andere Seite hinüber tragen sollte. Es kann dem Druck des Windes und der Gewalt des Meeres nicht widerstehen, und große Schollen des neuen Eises kommen mit dem Winde von der festen Eisante her angefegt.

Mit vornübergebeugtem Körper kämpfen wir uns gegen den Sturm weiter und erreichen endlich eine Stelle, wo bides, zusammengepreßtes Neues eine Brücke vom Land zum unaufgebrochenen Wintereis gelegt hat. Allein es ist zu spät geworden und es stürmt zu heftig, als daß wir uns auf die schwache Eisbrücke hinausgetrauen dürften, die unter den heftigen Windstößen nachgibt und anfängt, nach allen Richtungen in Spalten zu zerbersten! Während ich nach dem Eise sehe, hat Jørfen das Glück, vier Schneebühner zu erblicken und zu schießen, und da wir dicht dabei einen steilen Abhang finden, wo wir vor dem Winde ein wenig geschützt sind, breiten wir unser kleines Stüd Zelttuch über unsere Stöcke und machen uns bereit, die Nacht zu verbringen, wie es am besten geht. Doch es wird eine schlimme Nacht. Es ist schneidend kalt, der Wind bläst uns entgegen, unsere Unterkleider sind feucht vom Schweiß der harten Anstrengung des Tages, und wiewohl wir so dicht zusammenkriechen wie möglich, frieren wir so sehr, daß wir am ganzen Körper zittern.

Der Sturm nimmt im Laufe der Nacht zu; es schneit und sticht, so daß wir nicht ordentlich sehen können, und wir wagen nicht, auf das dünne neue Eis hinauszugehen, das uns von dem alten, festeren trennt; wir müssen uns daher entschließen, hier noch einen Tag liegen zu bleiben. Im Hinblick auf unsere Füße ist es auch das richtigste, zu bleiben, denn sie sind so geschwollen und empfindlich, daß wir kaum darauf stehen können, und wir hoffen, daß ein Tag der Ruhe ihnen gut tun werde. Der Kashtag ist jedoch nichts weniger als angenehm. Wir frieren fürchterlich, und hungrig sind wir natürlich auch; doch wir dürfen nicht mehr als eine Mahlzeit einnehmen, da der Sturm ein paar Tage anhalten kann. Das einzige, wo-

mit wir uns die Zeit verkürzen können, sind erbauliche Gespräche über das Essen, während die Weine bei unsern uner-müdlichen, aber vergeblichen Versuchen, Wärme hineinzuabekom-men, wie Trommelschlegel auf und nieder gehen.

Die ganze Nacht liegen wir da und lauschen dem Tosen des Windes, und es hat den Anschein, als wolle es nicht besser werden, bis es sich endlich gegen Morgen etwas beruhigt. Wir sind sehr froh darüber, denn es wäre durchaus keine ange-nehme Aussicht, in Kälte und ohne Nahrung noch einen Tag an dieser Stelle zuzubringen; jetzt heißt es noch mehr als zu-avor: keine Arbeit, kein Essen! Eilends packen wir alles zu-sammen; wir finden einen guten Weg über das dünne Eis, und wenige Minuten darauf stehen wir auf festem, altem Eis, das der Sommerwärme widerstanden hat.

Kleines Feuilleton.

Das Schulwesen in Bulgarien.

Ueber den bulgarischen Schulmeister, der Kirillisse gewann, teilt die Korrespondenz des Deutschen Lehrervereins mit:

Die Bulgaren haben eine nationale Einheitschule. Ihre unterste Stufe bildet die Elementarschule, deren Kursum vier Jahre umfaßt. Das Schulgesetz von 1891 machte auch den Kindergarten obligatorisch, falls genügende Lehrkräfte vor-handen waren, das Schulgesetz von 1909 hat aber diese Bestim-mung gestrichen und macht die Eröffnung von dem guten Willen der Gemeinden abhängig. An die Elementarschule schließt sich das Progymnasium mit dreijährigem Kurs. Mit unserm Progymnasium hat diese Schule nur den Namen gemein, weil nur durch sie der Weg zum Gymnasium führt: auch für die übrigen Schulen ist ihre Absolvierung Bedingung, im übrigen ist ihr Besuch nicht verbindlich. Sie lehrt weder Latein noch Griechisch, sondern nur eine moderne Fremdsprache, und zwar Deutsch oder Französisch. Früher hieß sie Bürger-oder Stadtschule, und es besteht die Absicht, sie später mit der Volksschule als deren oberes Gliedwerk zu vereinigen. Vor-läufig schließen sich an die Elementarschulen für deren Absol-venten zweijährige Fortbildungskurse als verbindlich an. Die Lehrer der Progymnasien sind Volksschullehrer, die einen be-sonderen pädagogischen Kursum absolviert haben. An das Pro-gymnasium schließen sich die höhern Schulen: das Gym-nasium, das Seminar, das theologische Seminar, die Kunst-oder Gewerbeschule und die sonstigen höheren Nachschulen. Ferner schließen sich an das Progymnasium Fortbildungsschulen mit zweijährigen Kursum. Das Gymnasium hat einen fünfjährigen Kursum, so daß der Gymnasialabiturient zwölf Schuljahre hinter sich hat, wie bei uns auch (bis zum Jahre 1909 hatte das Gymnasium nur vier Klassen). Es gibt drei Typen von Gym-nasien: Klassische Gymnasien mit Latein und Griechisch, halb-klassische mit Latein und Realgymnasien ohne alte Sprachen. Kein klassisches Gymnasium haben sich als wenig lebensfähig er-wiesen. Die meisten Anstalten sind Realgymnasien oder haben beide Abteilungen. — Das bulgarische Lehrerseminar, „pädagogische Schule“ genannt, ist also in das System der nation-alen Bildungsanstalten eingebunden, es ist wie das Gym-nasium eine höhere Schule. Der Kursum des Seminars um-faßt bis 1896 drei Jahre, dann wurde er auf vier verlängert und war dem des Gymnasiums gleich. Als dieses 1909 auf fünf Klassen erhöht wurde, wurde das Seminar selbstverständ-lich mit der gleichen Zahl vermindert. Weil man aber die Pro-gymnasien noch nicht für reich genug hält, um sich aus freier Ueberzeugung für den Lehrerberuf zu entscheiden, wurde für den Eintritt in das Seminar die Absolvierung von drei Gym-nasialklassen verbindlich gemacht, und das Seminar wurde eine pädagogische Nachschule mit zweijährigem Kurs. Die Reife-prüfung erstreckt sich auf Religion, Bulgarisch, Pädagogik und philosophische Propädeutik, Mathematik, Geschichte, Geographie und Naturgeschichte; in Bulgarisch, Pädagogik und Mathematik wird schriftlich und mündlich, in den anderen Fächern nur mündlich geprüft. Es gibt im Lande fünf Lehrerseminare, die 1909-10 von 1205 Schülern besucht wurden und 76 Lehrer zähl-ten, und drei Lehrerinnen-Seminare mit 1290 Schülern und 65 Lehrkräften. Der Stundenplan ist in beiden Anstalten gleich. Mit den Seminaren sind vierklassige Uebungsschulen ver-bunden.

Kalkbrot.

In der *Pres. Bl.* schreibt Dr. E. F.: Im Hygienischen Insti-tut der Universität München werden seit längerer Zeit von den Professoren Emmerich und Loew Untersuchungen über den Einfluß angeheilt, die eine vermehrte Kalznahrung auf den tierischen und menschlichen Organismus hat. Ver-anlaßt wurden diese Untersuchungen durch die Erkenntnis, daß unsere Nahrung, auch bei genügender gemischter Kost, doch den Bedarf des Körpers an Kalzfalzen nicht zu decken vermag, da gerade die bevorzugten Nahrungsmittel Fleisch, Brot, Bier recht kalzarm sind. Den günstigen Erfolgen, die eine vermehrte Kalznahrung auf den Organismus von Kranken und Konvales-

zenten, schwangeren und stillenden Frauen aufzuweisen hatte, stehen ähnlich vorteilhafte Wirkungen zur Seite, die eine ratio-nelle Kalznahrung auch bei gesunden Menschen auslöst, und die sich in gesteigertem Wohlbefinden, größerer Leistungs-fähigkeit, Zunahme des Körpergewichts, vermehrtem Schutz gegen Infektionskrankheiten und im Verschwinden von Schlaf-losigkeit und Ermüdungszuständen äußern. Emmerich und Loew empfahlen ursprünglich, durch regelmäßige Aufnahme einer Chlorkalziumlösung die Differenz im Bedarf an Kalz-falzen auszugleichen. Da diese Lösung jedoch vielen zu bitter schmeckt und auch ein wenig umständlich zu bereiten ist, haben die beiden Forscher jetzt eine große Münchner Bäckerei veran-läßt, ein stark kalzhaltiges Brot in den Handel zu bringen, das den Chlorkalziumgenuß zu ersetzen bestimmt ist. Dieses Kalziumbrot wird aus dem mit Chlorkalzium ge-sättigten Brotteig hergestellt, kommt als weißes und schwarzes Brot, genau wie jedes andere, auf den Tisch, und man muß schon eine sehr empfindliche Zunge haben, um den geringen Geschmackunterschied beim Nachschmecken wahrnehmen zu können. Da das Chlorkalzium sehr billig ist, wird der Preis des Kalziumbrotes nicht wesentlich höher sein als der unseres gewöhnlichen Brotes, was besonders im Hinblick auf die Er-nährung der minderbemittelten Volksschichten zu begrüßen ist. Kalziumbrot enthält viermal so viel Kalz als anderes Brot. Sein Genuß dürfte sich nicht nur für Konvaleszenten aller Art, sondern auch für jeden gesunden Menschen, besonders auch für Kinder empfehlen. „In künftiger Zeit“, meint Loew, „wird die Menschheit nur noch Kalziumbrot backen und genießen.“ Da aus volkswirtschaftlichen, biologischen und rasenhygienischen Gründen zu wünschen wäre, daß die An-erregung der Münchner Hygienischen Instituts auch von den Bäckern anderer Städte aufgenommen würde, sei noch erwähnt, daß für das Kalziumbrot jeder beliebige Brotteig verwendet werden kann; nur wird jedes Kilo Mehl mit 120 Kubikzenti-meter einer zehnprozentigen Lösung kristallisierten Chlorkalz-iums getränkt und der übliche Wasser- und Kochsalzgehalt um das entsprechende Quantum verringert.

Das Männerkubbett der Chinesen.

In seinem in der Berliner Medizinischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag wies Herr Dr. Wolff auf einen sehr merk-würdigen Gebrauchsgebrauch hin, der allerdings nur bei einigen im Innern von China wohnenden, von aller Kultur abge-schlossenen Ständen verbreitet ist. Das ist das sog. Männer-kubbett. Wenn eine Frau niederkommt, so muß sich der Ehe-mann in einen dunklen Raum zurückziehen. Er legt sich sofort nieder. Hat die Frau geboren, so wird das Kind zum Manne ins Bett gelegt, die Frau steht wieder auf und der Mann, der sich nun so jämmerlich anstellen und gebärden muß, als ob er ein Kind bekommen habe, bleibt 40 Tage im Bett liegen. Wäh-rend dessen arbeitet die Frau und lockt dem Manne seine Lieb-lings Speisen. Dieses Männerkubbett ist nicht nur bei den Urvölkern Chinas, sondern auch bei anderen Volkstämmen, z. B. bei den Dravidas in Indien, den Karaihu in Süd-amerika und noch vor 50 Jahren bei den Völkern der Pyrenäen in Gebrauch gewesen. Die Ethnologen nehmen an, daß dieses Männerkubbett ein Ueberbleibsel des uralten Patriarchats, also der Mutterfamilie ist, in der der Mittelpunkt und Re-präsentant der Familie nicht der Vater, sondern die Mutter ist. Während in den Zeiten, die dem Zustande des Patriarchats vorangingen, also auf der Vorstufe menschlicher sozialer Ent-wicklung, die Kinder väterlos waren, sei diese Sitte einge-führt worden, um beim Uebergang zum Patriarchat die Männer an die Mutterfamilie zu fesseln. Diese Sitte sei also der Anstoß dazu gewesen, daß beim Patriarchat jedes Kind seinen eigenen Vater bekommen habe und dadurch zum ersten Male die Familie in unserem Sinne geschaffen worden sei.

Humor und Satire.

Englisch. „Gott, wenn ich rauch in der Früh — um zehn Jahr fühl ich mer jünger!“

„Kobi.“ meint seine Frau, „Könntest Du nicht auch a m A b e n d e Morgenzigarren rauchen?“

Konservativ. „Lächst sich der Herr Baron durch Feuer be-statten?“ — „Bewahre, bloß seine Rechnungen werden einge-äschert.“

Unzügl. Straffenor: Bestraft wird der Infanterist Gaierl mit drei Tagen Mittelarrest, weil er vor der Wohnung seines verheirateten Regiments-Kommandeurs gefungen hat: „Drum san ma lusti, weil ma no sa Weiber ham.“

Bei Seiten. „Den Quam lass i an Kritiker wer'n, der zer-reißt jetzt scho a jed's Quä.“ (Simpl.)

In der Zeitungs-Expedition: „Wieviel kostet eine Todes-An-zeige in Ihrer Zeitung?“ — „20 Pf. der Millimeter.“ — „Gott bewahre mich — mein Mann war zwei Meter groß!“ (Strig.)

Verantwortlich: Karl Bock in Halle (Saale). — Druck der Halleischen Genossenschafts-Buchdruckerei.